

Eve Harris

Die Hoffnung der Chani Kaufman

ROMAN

Aus dem Englischen von
Kathrin Bielfeldt

Diogenes

Deutsche Erstausgabe
Copyright © Eve Harris, 2024

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
250/24/852/1
ISBN 978 3 257 07255 6

Chani. Baruch.

November 2009 – London

Erst hatte sie auf einen Mann gewartet, nun wartete sie auf ein Baby. Da saß sie, in diesem Foyer, umgeben von Fremden, die alle auf dasselbe hofften. Auf das Zusammentreffen von Sperma und Ei, auf einen winzigen Haufen Zellen, der sich zur richtigen Zeit am richtigen Ort einnistete. Das Wunder der menschlichen Fortpflanzung war Chani und Baruch versagt geblieben. Etwas war schiefgegangen. Bei ihnen war das Mysterium des Lebens ins Straucheln geraten.

Also wartete sie, ein gutes jiddisches Mädchen, dass ihr guter jiddischer Ehemann von seinen Bemühungen zurückkehrte. War es sein Fehler oder ihrer? Wessen Körper wohl schuld war? Tief im Inneren wusste sie, dass es ihrer war. Sie musste so abscheulich gesündigt haben, dass *HaSchem* sie unfruchtbar gemacht hatte. Unfruchtbar – was für ein hässliches Wort. Es hallte wie das Echo eines Albtraums in ihrem Kopf wider. Sie hörte es ununterbrochen – ein leises, entschiedenes Flüstern, das all ihren Hoffnungen, all ihren Träumen ein Ende setzte.

HaSchem wollte nicht, dass Baruch und sie hingingen und sich vermehrten. War es wegen irgendeines spirituellen Irrtums, der ihr unterlaufen war? Sie hatte doch auf die richtige Anzahl von Tagen geachtet, bis sie in die *Mikwe*

ging. Baruch und sie hatten doch immer auf die Reinheit der Familie gehalten.

Eine solche Angst hatte sie noch nie gespürt. Ein unverheiratetes Mädchen war wie ein ruderloses Schiff oder ein Topf ohne Deckel, doch eine unfruchtbare Frau war schlimmer. Ihr Mann konnte sie verstoßen. Er konnte sich neuen Weidegrund suchen, während sie hier verrotten würde, allein, abgehängt, ein verdorbener Apfel ganz unten in der Kiste.

Aber das würde ihr Baruch nicht antun. Schließlich sagte er ihr jeden Tag, dass er sie liebte. Doch um ihre Angst zu lindern, reichte das nicht. Sie konnte weder schlafen noch essen, und das nun schon seit Monaten.

Noch schlimmer war es geworden, als sie sich nach acht fruchtlosen Monaten an Baruchs Eltern gewandt und um Hilfe gebeten hatten. Wie sehr sie es gehasst hatte, doch es war der einzige Weg, der ihnen noch blieb. Ihre eigenen Eltern hatten kein Geld. Chani fröstelte bei dem Gedanken an Mrs Levy, ihre säuselnde Stimme, die den Triumph in ihren harten hellen Augen nicht verbergen konnte.

Der Fernsehbildschirm im Warteraum war defekt. Das Gesicht des Nachrichtensprechers zitterte und wurde von gezacktem statischen Rauschen durchzogen. Die anderen Paare rund um Chani hockten eng beieinander. Niemand sprach oder suchte Blickkontakt. Jede Frau war in ihre eigene Welt aus Angst und Hoffnung versunken, und die Verzweiflung legte sich wie eine Glückshaube um ihre Schultern. Die Männer wiederum beschäftigten sich mit ihren Handys oder lasen die Zeitung, heuchelten Normalität, um das endlose Warten zu überstehen.

Chani wusste, sie sollte nicht hinsehen, aber die bunte Mischung unterschiedlicher Kleidung und Kulturen um sie herum bot wenigstens Abwechslung. Ihre Augen glitten unwillkürlich zu der attraktiven Muslima hinüber, die rechts von ihr saß. Sie bewunderte den eleganten Schwung ihres schwarzen Hijabs. Er erinnerte sie an die Hauben mittelalterlicher Nonnen, die den Hals und das Schlüsselbein verbargen. Ihre Fingernägel hatten die Form winziger scharlachroter Särgе und passten farblich zu ihrem Lippenstift. Die Frau hatte etwas Glamouröses, das es bei *Charedi*-Frauen nicht gab. Im Vergleich dazu fühlte Chani sich grau und schäbig. Der Ehemann dagegen war plump und in seiner Rundlichkeit beinahe feminin. Er trug eine Baseballkappe, eine Brille, und an seinem Hemd fehlte ein Knopf. Durch den Schlitz guckte ein Stück braune Haut hervor. Chani wandte den Blick ab. Der Mann bekam davon nichts mit, sondern ließ sich vom Schein seines Handybildschirms in den Bann ziehen.

Plötzlich kam ein älterer Herr aus dem Nichts durch die gläsernen Schiebetüren und ging mit unsicherem Schritt zur Rezeption.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ich bin hier wegen meiner Zähne. Ich habe heute einen Termin bei Dr. Pradesh, um, lassen Sie mal sehen –«, er tastete die Taschen seines Tweedsakkos ab, und nachdem er fündig geworden war, wedelte er mit einem Stück Papier vor der Nase der Krankenschwester herum.

»Sehen Sie hier. Da steht es. Vierzehn Uhr, in der Eastman Dental Clinic!«

Während er sprach, klapperte sein Gebiss im Takt seiner

Worte, und jede Silbe fiel etwas klebrig aus seinem Mund. Für einen Moment hob sich die Stimmung im Wartebereich. Die private Kinderwunschklinik befand sich im linken Flügel der weitläufigen Eastman Dental Clinic an der Gray's Inn Road.

Die Muslima schaute zu Chani herüber, und sie tauschten ein amüsiertes Lächeln.

»Es tut mir leid, Sir, aber Sie befinden sich im falschen Teil des Gebäudes. Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo Sie hingehen müssen.« Die Krankenschwester nahm den alten Mann sanft am Arm und führte ihn weg.

Das Zischen der sich schließenden Türen bedeutete auch die Rückkehr in den Trübsinn des Wartezimmers. Vergangen war der kurze Moment der gemeinsamen Heiterkeit. Chani war wieder allein mit ihren Ängsten.

Sie tastete in der Tasche nach ihrem winzigen *Siddur* und zog ihn heraus. Er klappte bei dem Gebet um ein Kind auf, wo ein Leseband die nur allzu vertraute Stelle markierte. Chani senkte den Kopf und sprach tonlos die hebräischen Worte. »*Vater unser, o gnädiger Vater! Erhöre unsere Gebete, und beherzige unser Rufen, dass alle kinderlosen Frauen des Guten erinnert werden und mit Deiner Barmherzigkeit – rasch, leicht und schnell – lebende, gedeihende Kinder gebären. Möge sich Dein Volk, Israel, vermehren wie der Sand des Meeres, der weder gemessen noch gezählt werden kann.*« In der Wiederholung, und darin, *HaSchem* ihre Sorgen zu übergeben, lag ein Trost. Sollte Er sich darum kümmern. Oh, bitte, *HaSchem*, beeil dich, dachte Chani, denn jede Schwangerschaft, die um sie herum verkündet wurde, machte es nur noch schlimmer. Sie hatte das Gefühl,

eine entsetzliche Versagerin zu sein, und sie wusste nicht, ob sie noch eine einzige Nachricht über das Mutterglück anderer Frauen ertragen konnte. Doch in ihrer Welt war das unausweichlich. Gebären war die Aufgabe einer Frau, und wo immer sie hinsah, war sie mit einem weiteren prallen stolzen Bauch konfrontiert. Die Schwangeren der *Kehilla* segelten an ihr vorbei, die Bäuche wie Bugspriete vor ihnen, sicher in dem Wissen, dass sie die unerlässliche *Mizwa* vollbrachten, weitere kleine jüdische Seelen in der Welt zu verbreiten. Genau, wie *HaSchem* es bestimmt hatte.

Die Muslima beobachtete Chani vorsichtig, während sie betete. Reflexartig berührte sie ihren eigenen Bauch. Sie wusste noch nicht, dass sich unter den weichen, geheimnisvollen Falten ihrer schwarzen Abaya gerade eine winzige Zellkugel vervielfachte.

»Hannah Levy? Hannah?«, rief die Krankenschwester.

Chanis Kopf fuhr ruckartig auf wie bei einer Marionette.

»Ja, ich bin hier!« Sie küsste den *Siddur*, steckte ihn ein und stolperte über ihre Tasche auf die Füße.

An der Tür des Wartebereichs stand eine Krankenschwester, ein Klemmbrett in der Hand, das Haar straff zurückgebunden, das Gesicht von einem geschäftsmäßigen Lächeln erhellt – ein Hoffnungsfunke in Kobaltblau. Die anderen Frauen schauten Chani hinterher, wie sie vorbei an ihren Knien und Handtaschen ging.

»Hier entlang, Hannah. Dr. Duval erwartet Sie schon.«

Chani folgte der Krankenschwester durch die schweren Schwingtüren ins Innere des Krankenhauses.

* * *

Die Tür schloss sich, und Baruch war allein in dem grauen fensterlosen Raum. Im Flur davor wartete Rabbi Pinsk. Er saß geduldig auf einem Plastikstuhl, der ihm eigens von der freundlichen Krankenschwester gebracht worden war. Rabbi Pinsk kannte die Übung. Er saß nur wenige Schritte von Baruchs Tür entfernt – nicht zu nah und nicht zu weit weg. Dort zog er seinen *Siddur* heraus und begann, sich vor und zurück zu wiegen. Er betete für Baruch und seine gesegnete Frau Chani. Rabbi Pinsk war sechsundzwanzig, hatte aber bereits drei Kinder gezeugt. Sein ernstes Gesicht war in der Wärme des Krankenhauses pink und feucht, und seine blonden Augenbrauen unter dem *Fedora* schwitzten leicht. Ein leichter goldener Flaum, fast durchsichtig auf seiner hellen Haut, gab ihm das zarte Aussehen der Jugend.

Die Schritte der Krankenschwester verhallten. Baruch war die Anwesenheit von Rabbi Pinsk mehr als bewusst. Aber der Mann tat nur seine Pflicht. Baruch hatte sein ganzes Leben in Räumen wie diesen verbracht. Ein Leben drinnen, mit recycelter Klimaanlage im Sommer und ermüdender Heizung im Winter – temperaturregulierte, neonbeleuchtete Kästen. Aber hier gab es keine Bücher, keine Tora oder keinen *Talmud*, die man wälzen konnte. Kein Krümel Staub. Innerhalb dieser vier Wände war er allein. Was, wenn man es genau bedachte, eine Erleichterung war.

Ein hellgelber Behälter für medizinischen Abfall hob sich leuchtend von der weißen hygienischen Anonymität ab. Zu seiner Linken befand sich ein Waschbecken, zur Rechten ein grauer Plastikstuhl. Ein niedriges Regal, eine Taschentuchbox, ein Metallspender, in dem sich Latexhandschuhe der Größe »Mittel« befanden. Der Raum war be-

haglich, warm und roch beruhigend nach Wundbenzin. Baruch fühlte sich plötzlich erschöpft und ließ sich schwer auf den Stuhl sinken. Am liebsten hätte er ein kleines Nickerchen auf dem schmalen Krankenhausbett ihm gegenüber gemacht. Er schloss kurz die Augen, nahm den *Fedora* ab und lehnte seinen Kopf an die Wand hinter sich.

Ein Rumpeln und das Rattern eines Krankenhaustrolleys, der an der Tür vorbeigerollt wurde, holten ihn aus seinen Träumen. Er hatte etwas zu erledigen. Er zog die Plastiktüte mit dem Probenbecher aus seiner Anzugasche und stand auf, um die gerahmte Hinweistafel zu lesen.

Waschen Sie Ihre Hände mit Wasser und Seife.

Benutzen Sie kein Gleitgel, Speichel oder irgendein anderes Produkt, das samentötende Mittel enthalten könnte.

Ejakulieren Sie direkt in den sterilen Samenbecher.

Versuchen Sie, den ersten Teil des Ejakulats aufzufangen, und versuchen Sie nicht, verschüttetes Sperma einzusammeln.

Verschließen Sie den Behälter, sobald Sie fertig sind.

Vergewissern Sie sich, dass Ihr Name, die Zeit und das Datum auf dem Deckeletikett gut lesbar sind.

Die Hinweise erinnerte ihn an die Fülle laminiertes Gebetskarten, die die Wände seiner *Jeschiwa* dekorierten – die korrekte Art, seine Hände zu waschen; nach dem Stuhlgang Dankbarkeit für ein weiteres reibungsloses Funktionieren der Körperfunktionen zu zeigen –, es gab für alles unter der Sonne und dem Mond ein Gebet; und dieser Akt der Blas-

phemie, den er im Begriff war zu vollziehen, war im Grunde nur ein weiteres Gebet. Bitte, *HaSchem*, sieh es so. Es sind nicht nur verschwendete Samen, *HaSchem*. Es dient einem Zweck.

Er dachte an Chani, die im Wartebereich der Klinik saß, ihr bleiches Gesicht gerahmt von den glänzenden Vorhängen ihres *Scheitels*. Sie hockte zusammengekauert in der Höhle ihres langen schwarzen Blazers, die Knie sittsam aneinandergedrückt. Ihre Sehnsucht nach einem Kind hatte sie ausgezehrt, zerfraß sie von innen. Er hatte den scharfen Geruch ihrer Angst wahrgenommen, der ihr aus allen Poren zu sickern schien. Etwas, das von ihr ausströmte, wann immer sie sich bewegte.

Ein vorsichtiges Klopfen an der Tür ließ ihn zusammenfahren. *Baruch HaSchem* war die Tür abgeschlossen.

»Bei Ihnen alles in Ordnung, Mr Levy?«, hörte er die fröhliche Stimme der Krankenschwester gedämpft durch die Tür. Aus der Fassung gebracht, drehte er sich, stieß mit dem Ellenbogen gegen das Waschbecken und fluchte leise auf Jiddisch, dann rief er: »Ja, alles in Ordnung, danke. Ich bin in einer Minute draußen!«

»Lassen Sie sich Zeit, Mr Levy, keine Eile, ich wollte nur wissen, ob es Ihnen da drinnen gut geht.«

»Danke, ja, alles okay, ich mache dann mal weiter, danke, Schwester!«

Also gut, dann mal los. Er wusch sich die Hände und murmelte ein Gebet.

Auf dem niedrigen Regal neben der Taschentuchbox lag ein Stapel Männermagazine. Er hatte es vermieden, sie anzusehen. Doch ihre grellen Farben erinnerten ihn jetzt laut

wie ein Hupsignal an seine Aufgabe. Fleischige, gebräunte Lenden, Brüste so aufgeblasen, dass sie davonzutreiben schienen, vollkommen losgelöst von ihren Besitzerinnen. Katzenhaft verengte Augen sahen ihn unter schweren Wimpern an, volle Lippen schimmerten. Die Frauen auf den Bildern waren wie Sirenen, bereit, ihn zu verschlingen. Er hatte seit Jahren nicht mehr in solche Zeitschriften gesehen, seit der Schule.

Er nahm eine vom Stapel und blätterte die Seiten durch. Seine Wangen brannten vor Scham, während sein Penis zuckend darauf reagierte. Doch die Bilder widerten ihn an, sie waren zu intensiv, zu viel. Er warf die Zeitschrift auf den Boden. Dann dachte er an Chani. Nein. Er wollte sie nicht beflecken. Ihre weiche, blasse Haut und die schmalen Gliedmaßen, die unter ihm so warm und lebendig waren, ihn umschlossen. Nein, nicht hier. Es fühlte sich so falsch an.

Durch die dünnen Wände konnte er das entfernte Lachen und Geplauder der Krankenschwestern hören. Die Schwester, die ihn hinein begleitet hatte, war sehr hübsch gewesen. Asiatin, große braune Augen, gelbbraune Haut, volle rosige Lippen, die beim Lächeln eine Reihe gerader Zähne entblößten. Der Ausschnitt ihrer Uniform hatte ein schimmerndes Schlüsselbein offenbart, über einem kecken wohlverpackten Busen. Als sie sich nach vorn gebeugt hatte, um ihm die Tür zu öffnen, hatte sie ihn kurz berührt, und für einen Moment hatte er die fremde und verbotene Wärme einer anderen Frau gespürt.

Er stand auf, löste seine Gürtelschnalle und ließ seine Hose zu den Knien herunterrutschen. Er schlurftte zu dem

Plastikbecher, die *Ziziot*, die Schaufäden seines Unterhemdes, kitzelten ihn am Hintern. Sein Penis guckte zwischen den Hemdzipfeln hervor. Er schloss die Augen und begann, sich zu streicheln.

Rivka

November 2009 – London

Die Konsequenzen waren erheblich gewesen. Nachdem das euphorische Gefühl der Freiheit sich verflüchtigt hatte, saß Rivka in ihrer schäbigen Einzimmerwohnung in Archway und brütete über den unüberwindbaren Hürden, die ihrem neuen Leben jegliche Freude abpressten. Sie war allein und hatte keine Freunde. Die zermürbende Einsamkeit war schlimmer als alles, was sie sich vorgestellt hatte. Bis auf Avromi weigerten sich ihre Kinder, oder es war ihnen verboten, mit ihr zu sprechen. Der Schmerz darüber war beinahe unerträglich. Wenn sie in ihrem alten Zuhause anrief, wurde der Hörer aufgeknallt, und sie hörte nur noch das monotone Tuten. Chaim war der Einzige, der sich dazu herabließ, mit ihr zu reden, einmal pro Woche, kurz vor *Schabbes*, um sie zur Rückkehr zu bewegen.

Ihre Eltern waren tot; ihre Mutter war vor einigen Monaten in einem Altersheim gestorben. Sie hatte keine Geschwister und stand dem Rest ihrer säkularen Familie nicht nahe. Die Energie, das zu ändern, besaß sie nicht. Seit sie in der *Kehilla* lebte, waren auch ihre Schulfreunde nach und nach aus ihrem Leben verschwunden.

An einem trostlosen Nachmittag, mehrere Wochen nachdem sie gegangen war, hatte Rivka an der Mauer gegenüber der Queen Esther School gewartet. Als sie da stand, hatte

sich ein robuster Volvo am Bürgersteig entlanggeschoben und war mit einem Ruckeln zum Stehen gekommen. Die beiden Frauen im Wagen redeten wie Wasserfälle. Sie bemerkten gar nicht, dass das Heck des Wagens noch immer in die enge Straße hineinragte. Rivka wappnete sich. Und da stiegen auch schon Mrs Wasserman und Mrs Zelder aus, zwei fromme Mütter, die ihre Kinder von der Schule abholten. Zunächst schien keine der beiden Frauen Rivka zu bemerken. Sie zog sich tief in ihren Regenmantel zurück, senkte den Kopf, beschäftigte sich mit ihrem Handy und betete, dass sie unerkannt davonkam.

»Die Rebbetzin Zilberman?«

Rivka sah auf und stellte fest, dass Mrs Zelder sie zwischen den wogenden Flügeln ihres schweren brünetten *Scheitels* beklommen ansah. Eine freundliche, gutherzige Frau, die stets bestrebt war, allen in Not zu helfen, selbst wenn die sich ihrer Not gar nicht bewusst waren. Ihr Ziel war zu gefallen, und Gnade *HaSchem*, wenn jemand versuchte, ihre Bemühungen abzuwehren. Neben ihr stand Mrs Wasserman, mit schräg geneigtem Kopf, und musterte die in Ungnade gefallene Rivka.

»Hallo, Mrs Wasserman und Mrs Zelder, wie geht es Ihnen beiden?«, versuchte es Rivka schwach.

Mrs Wasserman spitzte die Lippen und bot keine Antwort an. Sie wandte den Blick ab. Mrs Zelders sanfte braune Augen glänzten vor Mitleid.

»Ah, uns geht es recht gut, *Baruch HaSchem*, aber was ist mit Ihnen? Wir haben gehört, also, es wurde auf dem letzten Monatstreffen der Frauen erwähnt, dass Sie – ähm – weggezogen sind?«

Mrs Wasserman heuchelte Desinteresse, aber ihre Ohren waren gespitzt, wusste Rivka.

»Das stimmt, Mrs Zelder. Ich wohne inzwischen nicht mehr in Golders Green. Wie es aussieht, scheint *HaSchem* andere Pläne für mich zu haben.«

Mrs Wasserman schnaubte. Mrs Zelder sorgte sich weiter.

»Aber, Rebbetzin, ich meine, Mrs Zilberman, Sie sehen so dünn und blass aus, geht es Ihnen wirklich gut? Man hört ja so vieles. Ich will natürlich keinen *Laschon Hara* wiederholen«, schwatzte Mrs Zelder. An dieser Stelle schnaubte Mrs Wasserman erneut.

HaSchem musste zugehört haben, denn plötzlich läutete die Glocke durchdringend und schrill. Die Glastüren schwangen auf und entließen einen dunkelblauen Strom Hunderter schnatternder Mädchen, die auf der anderen Straßenseite an Rivka vorbeirauschten. Die Jüngeren liefen unter ihren schweren Schultaschen vornübergebeugt wie kleine Käfer, und ihre Röcke spielten um spindeldürre Wänden. Nach und nach erschienen auch die älteren Mädchen, still und gezügelt, ihre schlanken Körper verborgen von schwingenden schwarzen Faltenröcken, weißen Blusen und pastellfarbenen Pullovern mit V-Ausschnitt, Brausebonbons, die aus einem Glas kullerten.

Michal tauchte auf, flankiert von zwei Freundinnen. Sie erkannte ihre Mutter, drehte sich weg, senkte den Kopf und beschleunigte ihren Schritt, sodass die Freundinnen ihr hinterhereilen mussten.

Rivka bewegte sich schnell, vergessen waren Mrs Zelder und Mrs Wasserman. Sie überquerte mit großen Schritten

die Straße und rief den Namen ihrer Tochter. Die Köpfe der Mädchen fuhrn herum, sie schauten flüchtig zurück auf die ehemalige Rebbetzin Zilberman und scheu wieder weg. Sie trug keine Kopfbedeckung, und ihr langes braunes Haar war zu einem unordentlichen Zopf geflochten. Ihr dünner Körper war in einen beigen Regenmantel gewickelt, doch beim Gehen flatterte er auf, und darunter sah man Beine in Jeans. Die ehemalige Rebbetzin Zilberman trug Jeans! Die Mädchen drängten sich enger aneinander, und als sie eilig weitergingen, brach ein heftiges Getuschel aus. Rivka fing an zu laufen.

»Michal! Warte! Bitte, ich möchte mit dir reden!«

Michal ging schneller.

»Michal!«

Michal blieb stehen und fuhr herum. Ihre Freundinnen gingen noch ein kleines Stück weiter, kehrten dann zurück, um an ihrer Seite zu warten, und starrten zu Boden.

»Warum glaubst du, dass ich mit dir reden will? Schau dich mal an! Wie kannst du es wagen, hier aufzutauchen und auszusehen wie eine *Goje*? Dich hier so peinlich aufzuführen!« Die Worte spritzten ihr entgegen wie Fett aus einer Pfanne.

»Ich wollte dich nur sehen, Michal.«

»Wenn ich dir wirklich wichtig wäre, dann wärest du jetzt nicht hier!« Michals Gesicht war weiß vor Zorn.

»Ich weiß, dass du wütend bist, Michal. Ich wollte nur –«, setzte Rivka an und rang darum, ruhig zu bleiben.

»Ich-ich-ich! Es geht nur um dich, stimmt's, Mum? Hast du überhaupt mal an uns gedacht? An Dad, Moishe und mich? Hast du darüber nachgedacht, wie du meine Chance

auf die *Sem* oder einen guten *Schidduch* ruinierst? Glaubst du, dass irgendein anständiger Junge mich jetzt noch will? Du hast meinen Ruf kaputt gemacht!«

»Michal«, sagte Rivka mit brechender Stimme, »bitte, würdest du mir nur eine Chance geben? Können wir an einen ruhigeren Ort gehen und reden?«

Rivka trat einen Schritt vor und wollte ihrer Tochter die Hand auf die Schulter legen. Das Mädchen schob sie weg. Sie starrte diese Verrückte in ihren *Goje*-Klamotten an, drehte sich dann auf dem Absatz um und ging auf den wartenden Bus zu. Ihre Freundinnen beeilten sich, mit ihr Schritt zu halten, und blickten noch einmal neugierig zurück.

Heute Abend würden die Telefonleitungen in der *Kehilla* heißlaufen, man würde tuscheln und abfällig schnalzen, die Köpfe schütteln, und alle wären sich einig, dass die ehemalige Rebbetzin Zilberman eigentlich nie eine von ihnen gewesen war.

Mr und Mrs Levy
Oktober 2009 – London

Der Anruf kam während des Abendessens. Was nicht ungewöhnlich war, denn Baruch meldete sich jede Woche um diese Uhrzeit bei ihnen. Mr Levy war ans Telefon gegangen, doch innerhalb von Sekunden verstummte er und lauschte konzentriert, und Mrs Levy wusste, dass bei ihrem Sohn nicht alles so war, wie es sein sollte.

»Was ist passiert? *Nu?* Sag's mir!«, zischte sie, doch Mr Levy bedeutete ihr, sie solle still sein. Zu schweigen gehörte jedoch nicht zu Mrs Levys Aufgaben.

»Dovid, *nu?* Was ist los? Lass mich mit ihm sprechen!«

Aber Mr Levy stand auf und verließ die Küche, das Telefon ans Ohr gedrückt. Mrs Levy tappte in ihren Samtpantoffeln hinter ihm her. Im Wohnzimmer sank er in einen der weißen Ledersessel, der unter seinem Gewicht ein leises Zischen von sich gab. Seine Frau flatterte aufgeregt vor ihm herum. Er verscheuchte sie mit einer Handbewegung, doch es war zwecklos. Schließlich hockte sie sich neben ihn und versuchte, ihr Ohr an den Hörer zu pressen.

»Was immer du brauchst, wir werden dir dabei helfen, *im jirtse HaSchem*. Kommt nach Hause, und wir reden darüber. Ihr beide.«

»Was ist los? Warum sind sie –«

»Psst, Berenice, ich erzähl's dir gleich. Entschuldige, Ba-

ruch, deine Mutter macht mich ganz *meschugge*, sie will alles wissen. Mmmh, ja, natürlich kannst du. Kein Problem.«

Sie konnte Baruchs Stimme hören, blechern und leise, doch sie verstand nicht, was er sagte, bevor der Anruf abrupt endete. Mr Levy wandte sich seiner Frau zu, die ihn mit weit aufgerissenen Augen unter den Fransen ihres dichten kupferfarbenen *Scheitels* ansah.

»Dovid, was ist denn? Ist er krank? Sag es mir!«

Mr Levy seufzte. Von der gefurchten Narbe auf seiner Stirn breitete sich ein Netz feiner Falten aus wie Nebenflüsse von einer Quelle. Seine Wangen hingen ihm weich über die Kinnpartie, und inzwischen war sein Bart – obwohl ordentlich geschnitten und getrimmt wie immer – grau meliert. Ihr Ehemann, der stets Robustheit und Kraft ausstrahlte hatte und von ebensolcher Statur gewesen war, so lebendig und heiter in seinem Reden und Tun, war von einem müden, alten Mann verdrängt worden.

Mrs Levy hatte Angst. Was verschwieg er ihr?

»Erzähl's mir! Bitte!«

»Baruch und Chani haben ein paar Probleme mit der Fruchtbarkeit.«

»Ich wusste es!« Sie sprang von der Sessellehne hoch und begann, auf und ab zu tigern, was ihr hämisches Grinsen jedoch nicht verbergen konnte. »Habe ich's nicht gesagt? Selbst mit dem dreimonatigen Dispens durch den Rabbi hätte sie inzwischen schwanger sein müssen? Schon längst schwanger! *Nu?* Das muss an ihr liegen, ganz bestimmt liegt es an ihr. Wir hatten doch nie irgendwelche Probleme, genauso wenig wie Yisroel oder Ilan.«

»Hör auf, Berenice, bitte, hör damit auf. Was wissen wir

denn schon von diesen Dingen? Was wissen sie? Es könnte auch nur am Timing liegen.«

»Das Mädchen war von Anfang an nicht die Richtige. Er hätte sie nie heiraten dürfen, und das hier beweist es. *HaSchem* hat es uns bewiesen.«

»Das darfst du so nicht sagen. Welche Pläne *HaSchem* hat, können wir nicht wissen.«

»Aber, aber – es ist doch nur ein weiterer Beweis dafür, dass dieses dürre, kleine Kaufman-Mädchen nichts für ihn – nichts für uns ist. Und wenn er ein großer Rabbi werden soll, dann muss er Kinder haben! So steht es in der Tora. Ein Mann muss Kinder haben, es ist seine Pflicht, *HaSchem* zu gehorchen, und warum sollte irgendwer einen Rabbi ohne eigene Kinder respektieren? Wie soll er all die Probleme verstehen, die man mit Kindern hat? Wie soll er in seiner *Kehilla* Rat geben, wenn er keine Erfahrung damit hat? Vom Gebot der *Mizwa*, hinzugehen und sich zu vermehren, mal ganz abgesehen!«

Seine Frau stand in der Mitte ihres Schaffellteppichs, die Hände in den Hüften, mit bebendem *Scheitel*. Ihre Augen blitzten vor Erregung, und sie sah ihn erwartungsvoll an. Mr Levy blieb hart. Ihm war schwer ums Herz, ein dumpfes Mitleid regte sich darin für seinen armen Sohn und seine Schwiegertochter.

»Berenice, wir müssen ihnen helfen. Baruch hat uns um Hilfe gebeten. Er möchte mit Chani deswegen zum Arzt gehen. Das können wir ihnen nicht abschlagen – das wäre in so vieler Hinsicht falsch«, sagte Mr Levy langsam und behutsam in der Hoffnung, dass die Worte richtig ankommen würden.

»... und man würde es ja auch bei der Bilanz ihrer Mutter nicht annehmen, ich meine, bei welchem ist sie inzwischen – dem achten oder neunten?«

Mrs Levy hörte überhaupt nicht zu. Sie lief noch immer hin und her und gestikulierte wie eine *Meschuggene*. Woher um alles in der Welt nahm seine Frau diese Energie? Sie war ganz aufgewühlt von ihren Gefühlen, von der Möglichkeit –

»Wenn sie ihm keine Kinder schenken kann, dann müssen sie sich scheiden lassen, und das schnell – damit er eine andere findet, die das kann!«

»Be-re-nice!« Mr Levy schlug mit der Hand auf seinen Sessel. Sie blieb plötzlich stehen.

»Es reicht. Setz dich hin, und lass uns das besprechen.« Er zeigte auf den Sessel gegenüber.

»Was gibt es da zu besprechen? Wir müssen handeln! Libby Zuckerman hat eine jüngere Schwester, und ich habe gehört, sie ist –«

Mr Levy stand auf.

»Berenice, wir reden hier nicht über Scheidung. Wage es noch nicht einmal, darüber nachzudenken. Wir verhalten uns wie die *Mentschen*, die wir eigentlich sind.« Er sah seine Frau böse an und hoffte, sie zur Besinnung zu bringen. »Und wir helfen ihnen, wo immer wir können. Wenn du deinen Sohn wirklich so sehr liebst, wie ich weiß, dass du es tust, dann stehst du über dieser – dieser«, sein Mund verzog sich angewidert, »armseligen Abneigung, die du für deine Schwiegertochter empfindest, und tust das Richtige und bist für sie die beste Schwiegermutter, die du ihr sein kannst. Wir werden das hier um Baruchs Willen durchstehen. Na komm, hab ein bisschen *Rachmones*. Bitte.«

Das brachte Mrs Levy nur für einen winzigen Moment zum Schweigen, bevor sie wieder zum Angriff überging.

»Und wie lange willst du warten?«, fragte sie energisch, die Füße in den Pantoffeln fest auf dem Boden.

»Und wie kannst du so sicher sein, dass es Chani ist, die das Problem hat, *nu?*«, konterte er.

»Ach, komm, Dovid. Wir hatten keine Schwierigkeiten.«

»Oh, oh.« Er wackelte mit dem Finger in ihre Richtung.

»Ah, man vergisst so leicht, nicht wahr?«

»Vergisst was?«, fragte Mrs Levy leichthin, während sie sich mit den Fingern durch die Fransen ihres *Scheitels* fuhr. Sie kniff die Augen zusammen.

»Wir haben zehn Monate gebraucht, bis du mit Yisroel schwanger warst, weißt du noch?«

Mrs Levy versteifte sich. Diese düstere Episode hatte sie vergessen. Viel lieber erinnerte sie sich nur an die guten Zeiten. *Baruch HaSchem*.

Er sah, wie ihre Augen das Funkeln verloren, als sich ihr erhitztes Gesicht beruhigte.

»Was für eine schreckliche Zeit das war. Alle wussten Bescheid. Und wirklich jeder hat sich eingemischt. Ich konnte nicht mal die Straße hinuntergehen, ohne dass mich irgendeine Klatschtante gefragt hat, ob ich bereits schwanger sei. *Baruch HaSchem!*«

Er lächelte traurig. »Ja, das war ein Albtraum. Aber wir haben es durchgestanden, mit *HaSchems* Hilfe.«

»Schlussendlich.«

»Schlussendlich«, pflichtete er ihr bei.

»Aber wir brauchten keinen Arzt. Es ist einfach passiert.«

»Genau, also passiert es auch bei Baruch und Chani einfach. Aber wenn es wirklich ein Problem gibt, dann müssen wir ihnen jede Möglichkeit geben, das zu richten.«

»Natürlich. Und wir müssen die Rechnung bezahlen. Ihre Familie wird nichts beisteuern«, murrte sie. Sie dachte an die peinlichen Schwiegereltern ihres Sohnes, den verarmten, mittelmäßigen Clan der Kaufmans, mit dem sie jetzt unwiderruflich verwandt war.

»Ja, es ist unsere Pflicht.«

»Gut, aber unter einer Bedingung.«

»*Nu?*«

»Wir geben ihnen sechs Monate, um das in Ordnung zu bringen. Sie bekommen alle Ärzte und Tests, die sie brauchen, und wenn dann immer noch kein Baby unterwegs ist, dann sprechen wir mit Baruch über Scheidung.«

Mr Levy ließ den Kopf auf seinen Fäusten ruhen. Er seufzte lang und streckte sich, als er über ihren Vorschlag nachdachte.

»Okay, Berenice, in dem Punkt hast du gewonnen.«

Sie belohnte ihn mit einem zahmen Lächeln.

»Du wirst schon sehen, dass ich recht habe. Du kannst mir später danken.«

»*Chas we Shalom!* Geh, und hol mir bitte ein Glas Whisky.«

Mrs Levy schlenderte in bester Laune davon, um der Bitte ihres Mannes nachzukommen. Am Ende bekam sie immer ihren Willen.

Mr Levy ließ sich wieder in seinen Sessel fallen. Er liebte seine Frau, aber manchmal war sie eine wahre Nervensäge.